

I

Zeit zu gehen?

Jener nordbadische Sommer war lang, schwül und heiß, doch auch dieser ging, wie alle anderen vor ihm, langsam zu Ende, wurde zum Herbst, der Jahreszeit des Sterbens. Was für eine Analogie, ein wenig krank, nicht wahr, aber durchaus zutreffend, denn es ging mir in jenen Tagen, wie diesem netten Typ mit der schwarzen Kutte und der Sense: Wo ich auch hinkam, traf ich nur Elend, Siechtum und Tod. Oder, besser gesagt, so fühlte es sich an. Ich hatte eine Pechsträhne, die über einige Wochen anhielt, mir klebte sozusagen die Scheiße an den Fingern. Womöglich war die wundervolle Sommernacht mit Eddie so eine Art Omen gewesen, vielleicht hatte es auch einfach nur mein Gleichgewicht noch mehr aus dem Tritt gebracht, als ich mir selbst hatte zugestehen wollen. So oder so machte es keinen Unterschied. Sobald es kein gewöhnlicher, einfacher Krankentrans war, watete ich auch schon knietief in einer ekligen Jauche aus Selbstmitleid, Angst und Zweifel – und das übertrug sich auf meine Arbeit. Doch sehen Sie einfach selbst...

*

Ich ging noch einmal um das Fahrzeug herum und, meiner Treu, es sah richtig professionell aus. Ein Kastenwagen! So etwas hatte man einfach noch nicht gesehen hier in der Stadt. Das Zeitalter der Moderne begann also tatsächlich auch in unserer Dorfpole am Rande von Rhein und Neckar Einzug zu halten. Dass ich das noch erleben durfte! Angeblich hatte das Ding sogar eine Klimaanlage. Nun wie auch immer, es war im Moment egal, denn der Karren war noch nicht offiziell eingeweiht, und so fuhr ich meinen Dienst auf einem unserer Old-Style-Scherben und war eigentlich ganz froh darum. Mit dem neuen Fahrzeug kamen nämlich auch neue Probleme, oder besser gesagt, Aufgaben auf uns zu.

Ich hatte auf dem Dienstplan festgestellt, dass ich wohl tatsächlich zur ersten Generation von so genannten „Intensivtransportassistenten“ gehören würde, man hatte mich gleich zum ersten Lehrgang eingeteilt. Das bedeutete eine Woche viel neues Zeug lernen und hoffen, dann damit klarkommen zu können. Na ja, immerhin hatte ich ja meine Krankenschwester zu Hause, die würde mir bestimmt beim Lernen helfen können.

Jawohl, Intensivtransport hieß das neue Schlagwort, was de facto bedeutete, dass man Menschen würde in der Gegend herumschaukeln müssen, die richtig, ehrlich, verdammt krank waren – und somit eigentlich nicht in die freie Wildbahn gehörten. Nun ja, die Zeiten änderten sich. Früher gab es

solcherlei Fahrten auch schon. Da sind wir mit unserem ganz normalen 310 oder 510 hingefahren, haben den Patienten an unsere Campingluftpumpe und die Einfachflimmerkiste – öhm, na ja, Beatmungsgerät und EKG sagt man glaub' ich woanders dazu – gehängt, die gegebenenfalls notwendigen Perfusoren auf Station geborgt, den Doktor dazu gesetzt, und ab ging die wilde Jagd.

Aber heute, heute brauchte man einen richtigen Intensivmonitor, der bei mangelhafter Pflege verstarb, wie ein Tamagochi – genauso bunt war er übrigens auch. Und ein klinisches Beatmungsgerät, das nicht nur einfach Menschen aufblasen konnte, sondern auch einen Latte Macchiato servieren und die Zeit laut ansagen. Und eigene Perfusoren! Und am Besten gleich noch ganz spezielle Autos, in denen man das alles auch ordentlich verstauen konnte. Ergo, Kastenwagen.

Natürlich sollte das neue Auto – übrigens nur eines von mehreren – auch ganz normal im Regeldienst fahren, man hatte sich zu diesem Behufe ein Konstrukt ausgekocht, welches bedeutete, dass jede „normale“ Dienstbesatzung in der Lage sein sollte, sofort umzurüsten, um einen Intensivtransport mit obligater Arztbegleitung fahren zu können. Allerdings mussten dafür erst noch alle Kollegen eine ganze Woche lang auf das neue Equipment und die erhöhten pflegerischen Anforderungen geschult werden. Ich glaubte ja immer noch, mal gehört zu haben, dass man bis zum Intensivpfleger viereinhalb Jahre lernen muss...aber wir würden das Kind schon Schaukeln, war ja immer ein Onkel Doktor dabei.

Ich hatte das Auto, welches aus mir unerfindlichen Gründen in der Fahrzeughalle der Uni stand, just ausreichend beschnuppert, als die Tür aufging und mein Kollege mit dem Trapo wedelnd zu unserem Schlorren ging. Ich schnickte die Fluppe aus dem offen stehenden Tor und schlenderte mal rüber.

„Na, Seb was meinst zu der Karre?“

„Is' ganz schön fett! Damit durch die richtig engen Sträßchen zu rollen dürfte aber interessant werden. Ansonsten macht's einen ganz manierlichen Eindruck. Mal sehen, wie er nach 5000mal Pritsche rein - Pritsche raus ausschaut...“

Ich fuhr mit einem Zivi, und seinen Blicken nach zu beurteilen, kam ihm der NEUE richtig verlockend vor, verstrahlte er doch den glamourösen Atem nordamerikanischer Straßenheldentaten mit jaulender Sirene, flackerndem Licht und allem was sonst noch so dazu gehörte. Verdammt, war der naiv!

Es war ziemlich früh am Morgen, so gegen 08:30 und mein Kopf schwamm noch ein wenig in den Resten einer ungeklärten Nacht. Wir hatten gerade unseren ersten Kunden in der Inneren abgeliefert, einen netten Opi, der schon seit den frühesten Morgenstunden Herzbeschwerden gehabt hatte.

Die Netten, so wie er, riefen immer erst an, wenn's schon hochdramatisch war...wenn doch unsere „Freunde“ von der Waldau nur auch mal ab und an solche Zurückhaltung geübt hätten. Aber Hadern führt leider zu nichts, außer vielleicht noch mehr Kopfschmerzen. War nicht zu ändern, also trabte ich zum Telefon um uns wieder frei zu melden. Robert war dran, gut gelaunt wie meistens, aber leider auch in Geberlaune.

„Och, schon gleich weiter...“

„Du weißt doch, wie der Hase springt, Basti. Geht in letzter Zeit immer doller zu hier. Jedenfalls muss der arme Tropf jetzt in dieses Heim, du weißt schon, das Ding für Langzeitbeatmete. Die haben extra einen von ihrem Haus hergeschickt damit der ihn begleitet.“

„Also schön, das ganze Gedöns mitnehmen oder wie?“

„Genauso steht's hier mal.“

„Wir dümpeln hoch und schaukeln ihn hin. Mach's gut, bis später.“

„Du auch!“

Ich kündete meinem Kollegen von den Heldentaten, welche zu vollbringen waren, nämlich einen Zellhaufen, dessen Netzteil zwar noch funktionierte, dessen CPU und Festplatte aber total abgebrannt waren, in ein spezielles Heim zu kutschieren und zwar als Intensivverlegung. Wo wir's doch gerade davon gehabt hatten. Wir packten also unser Zeug und gingen zur anaesthäsologischen Intensivstation, wo unser Paket wartete. Der Empfang war nett, eine Schwester bot uns noch einen schnellen Kaffee an, weil man sowohl auf einige Papiere als auch auf die Begleitperson noch wartete. Ich schaute mir mal kurz unsren Kunden an.

Es piepte und tutete martialisch und, wenn man es recht bedachte, war dies irgendwie genau die passende Strafe dafür, dass ich am Abend zuvor ein wenig über die Stränge geschlagen hatte. Das furchtbar laute Glockengeläut, welches an meinen – noch – toten Geist brandete, waren eigentlich nur die Kontrollen und Alarme jener Geräte, welche verrietten, dass das auf dem Bett ein – noch – lebender Körper war. Seltsam genug, aber das war noch nicht alles.

Dieser arme, noch nicht allzu alte Tropf, der da, von Maschinen nur mühsam am Leben erhalten, auf der Intensivstation lag, war eines meiner Opfer! Nein, ich hatte ihn nicht in diesen Zustand versetzt. Obwohl, wenn man in Betracht zog, dass es unter anderem meine Bemühungen gewesen waren, die ihn des Nächtens auf der Schnellstraße den Krallen des wartenden Todes entrissen hatten...wie auch immer, er lag im Koma, künstlich ernährt und beatmet. Dort an der Einsatzstelle hatte ich anfangs noch mit ihm sprechen können, wenn auch ziemlich früh schon klar gewesen war, dass sein Schädel schwere Verletzungen davon getragen hatte.

Als ich dieser Tatsache gewahr geworden war, fühlte ich mich schon ein

wenig traurig. Wir hatten alles getan und dennoch blieb diesem Kerl hier ein lebenswertes Weiterexistieren versagt. Keine besonders erfolgreiche Operation, Doc! Der hier würde also ausgerechnet mit mir auf seine voraussichtlich letzte Reise gehen, was für ein passender Abgang. Wenn die nur geahnt hätten...!

*

Zynismus? Aber bitte, mittlerweile kennen Sie mich doch, oder? Selbstmitleid? Och, darin habe ich wohl lange genug gebadet! Versuchen wir's also gleich zu Anfang der letzten Runde mal mit ein wenig Ehrlichkeit.

Besäße das Schicksal – oder welche metaphysische Oberinstanz auch immer – die Güte, mir eines dieser dreckigen Politiker – oder noch besser Lobbyistenschweine zu servieren, die unser Land bis Oberkante Unterlippe in einen, sich immer schneller drehenden, Strudel aus Dreck geritten haben, müsste ich wahrscheinlich nicht zweimal nachdenken. Ich würde ihn (denn Frauen in diesen Positionen gibt's einfach noch nicht in der Form) einfach über die Klinge springen lassen – notfalls im wahren Wortsinn, aber erst nachdem er gelitten hat. Wie, das dürfen Sie sich auch gerne selbst ausmalen.

Könnte ich mich an meinen Chefs austoben, würde der eine oder andere altägyptische Fluch wahrscheinlich wahre Wunder wirken. Inspirationen kann man ja in einschlägigen Hollywood-Streifen sammeln.

Bei so manchem meiner Kunden jedoch möchte ich meist eher auf meinen schier unerschöpflichen Vorrat an boshaften, psychologischen Nickligkeiten zurückgreifen. Bei einem oder zweien könnte es aber auch unangenehm körperlich werden. Aber was bekommt man – Normalos, die genauso viel oder genauso wenig für den Zustand unserer Welt können wie ich. Also fällt die Befriedigung der zuvor beschriebenen Machtphantasien aus. Und stattdessen macht man einfach seinen Job, wie man's gelernt hat. Immer alles für den Patienten! Bis man dann irgendwann selbst zu einem wird. Kennen Sie diesen dämlichen Werbespruch „Früher oder später kriegen wir Euch alle!“? Rettungsdienstler sind Menschen, die auch mal physisch oder psychisch krank werden. Man vergisst es gerne, aber es ist ein Faktum. Und wer hilft den Helfern? Tja, was soll ich da sagen. Wo so was hinführt, sehen Sie hier ja, drum bitte nicht nachmachen!

Das war schon mal recht ehrlich, aber bringen wir's doch mal auf den Punkt: Ich habe eine Straftat, die zum Tode eines Menschen führte nicht angezeigt. Das machte mich zum Mitwisser, da beißt keine Maus einen Faden ab! Und ausgerechnet mir setzte man solch ein Wrack vor, bei dessen Entstehung ich auch noch mitgewirkt hatte. Und jetzt sagen Sie mir mal, so ganz im Vertrauen, was hätten Sie gedacht? Was hätten Sie gemacht?

*

Meine Gedankengänge wurden unterbrochen als mich jemand unangenehm von der Seite anquälte. Zugegebenermaßen habe ich wohl die ersten eineinhalb Sätze nicht so richtig mitbekommen:

„...der noch nicht umgelagert! Ich dachte, wir können gleich fahren!“

Mein Seitenüber war eine junge Frau, vielleicht Ende zwanzig, nicht unansehnlich, jedoch im Moment mit einem Gesichtsausdruck und einem Habitus ausgestattet, der in mir spontan Widerwillen gegen jedwede freundliche Kommunikation aufkommen ließ. Also musterte ich sie erst einmal lange und eindringlich und schmetterte ihr ein beinahe fröhliches „Guten Morgen!“ entgegen. Das wirkte normalerweise Wunder in diesem Fall jedoch war mein geschickt verborgener Hinweis auf mangelnde Umgangsformen für die Tonne! „Ja was ist denn? Lagern Sie schon um!“

*

Imperativ? Ohne sein Gegenüber zu kennen? Ohne erkenntliche Kompetenz? Das ist, mit Verlaub, eine ganz schlechte Idee. Wissen Sie, wenn jemand mir eine Order erteilen möchte, müssen zwei Grundbedingungen erfüllt sein: Erstens muss ich wissen, mit wem ich es zu tun habe. Und darüber hinaus muss die Person mir in irgendeiner Form weisungsbefugt sein, sprich, jemand mit nachgewiesenermaßen oder per Papier höherer Kompetenz als ich.

Die Lady hatte sich übrigens, bevor sie mit ihrer kleinen Tirade bezüglich unserer Faulheit und Unfähigkeit angefangen hatte, nicht vorgestellt. Sie war eine der Pflegeschwestern dieses bereits erwähnten Heims. Eine Fachkraft, aber vom gerechtfertigten Benutzen des Befehlstonns so weit weg wie wir vom Mond. Also hatte sie verschissen, bis in die Steinzeit und zurück!

Und damit war sie ein ideales Opfer für ein paar der ältesten, aber auch wirkungsvollsten Taktiken, wie man Menschen auflaufen lässt. Zunächst einmal bleibt man passiv und höflich. So höflich, dass sich das Gegenüber zwangsläufig verarscht vorkommt! Das kann man mit etwas Übung ziemlich lange durchhalten. Man lächelt und tut das Allernötigste. Nicht weniger, aber auch keinen Strich mehr. Meistens kochen sie dann schon auf großer Flamme. Phase zwei ist dann der nette Vorstoß: „Aber hätten Sie doch was gesagt...“. Zündet wie Friesengeist und knallt wie Dynamit! Und wenn sie's dann immer noch nicht kapiert haben, bleibt nur noch die frontale Kavallerieattacke. Man sagt ihnen – abermals höflich, jedoch durchaus bestimmt – ins Gesicht, wie Scheiße sie wirklich sind und lässt sie einfach stehen. Mir macht ja das letztere immer am meisten Spaß.

Na warte, du dämliche Zicke, du kriegst dein Fett gleich!

„Ach ja, Frau Doktor, dann machen wir das doch einfach mal. Wenn Sie so nett wären, den Kopf zu nehmen...“

„Ich bin keine Frau Doktor, ich bin Schwester Leikammer vom Pflegeheim

„Vivum longe“, und ich soll Herrn Kerenkow begleiten!“

„Ach so, wenn Sie das doch gleich gesagt hätten. Haben Sie denn schon eine Übergabe vom behandelnden Arzt bekommen?“

„Nein, hab' ich nicht!“

„Kein Problem, da kommt er gerade.“

„Morgen Männer, die Dame. Wie schaut's Sebastian?“

„Ach ganz gut Arnulf...“

Dr. Piepenbrink, unser zuständiger Oberarzt, hatte sich trotz seines Rufs als harter Hund als durchaus umgänglicher, ja gelegentlich geradezu jovialer Doc erwiesen, insbesondere, wenn er einen gut kannte, und wir hatten schon einige Male das Vergnügen miteinander gehabt. Ich kam besser mit ihm aus als manch anderer Kollege, was vielleicht daran lag, dass ich mich bei der Aktion mit dem E 605 wohl in seinen Augen ganz gut eingeführt hatte. Solche Dinge waren zum Glück nicht gerade alltäglich und daher immer für einen kleinen Schwatz gut. Offensichtlich war die kleine Spannung nicht unbemerkt geblieben.

Sein Auftauchen entspannte die Situation etwas, denn er begann, die Schwester wortreich und gewandt zuzutexten während wir das Umlagern vorbereiteten. Dann fand das Opfer seinen Weg auf unsere Pritsche. Und sein Tubus den Weg an unser Beatmungsgerät.

„Mehr kann man da nicht einstellen?“

Noch bevor Herr Doktor anheben konnte, ihr etwas zu erwidern, hatte mein Gehirn die Worte auch schon geformt und ausgespiesen, denn irgendwie war eine kleine Konfrontation heute Morgen anscheinend genau das Richtige für mein noch nicht voll arbeitstüchtiges Cerebrum.

„Ach wissen Sie, die letzten 150 Notfallpatienten haben unsere primitiven Gerätschaften eigentlich ganz gut überstanden. Er übrigens auch!“

Arnulf sagte nichts, und bestimmt nicht, weil ihm nichts eingefallen wäre. Dankenswerter Weise folgte unsere tolle Schwester seinem Beispiel. Der Rest der Übergabe erfolgte schnell, unkompliziert und ohne Geschrei, was für meine Stresstoleranz auch das Allerbeste war. Schweigend pilgerten wir zum Auto, luden ein und ich setzte meinen Zivi auf den Fahrersitz, denn eines war sicher: Wir hatten nur die erste Runde überstanden!

Tja, meine prophetischen Fähigkeiten hätten mich an einem anderen Ort auf diesem Planeten wahrscheinlich zu einem erfüllten und glücklichen Mann

gemacht, hier jedoch ließen sie mich lediglich ahnen, was als Nächstes kommen würde.

„Um Gottes Willen, schaukelt das immer so! Also in so einem Auto möchte ich nicht gerettet werden!“

„Ehrlich? Das täte mir leid, denn ich befürchte, hier gibt's keine anderen...“ Und damit verlief unsere eher kurze Fahrt bis in die Stadt beinahe beschaulich ruhig, denn der Patient machte dankenswerter Weise keine Probleme. Lediglich in meiner Brust und meinem Kopf fanden sich ein paar neue Löcher – vom Starren. Allerdings fand Schwester Leikammer keine Beruhigung oder gar Genugtuung darin, denn meine Stärke im Ignorieren erwies sich im direkten Vergleich als größer. So ein Pech aber auch! Schließlich kamen wir vor dem neuen Domizil des Kunden an, hieften ihn aus dem Wagen durch einen engen Eingang in einen Fahrstuhl, für dessen Benutzung mit Trage ein vorheriges Einsprühen mit Olivenöl ganz hilfreich gewesen wäre, es hätte besser geflutscht. Tatsächlich schaffte es der Apparillo, seine doch beträchtliche Last bis ins vierte Obergeschoss eines Mietshauses irgendwo nahe der Innenstadt, zu befördern, selbstverständlich begleitet vom nervtötenden Gequäke einer gewissen Frau Leikammer, wie schlecht doch unsere Ausstattung sei, wie Scheiße unser Fahrzeug, wie unmotiviert unsere Arbeit, und, und, und...

Ich erduldet es so gut es eben ging, mein Zivi-Kollege rollte nur noch mit den Augen – egal, ob sie hinsah oder nicht – wir wollten den Patienten in sein Bett bringen, um ihn seinem ungewissen Schicksal überlassen zu dürfen. Na ja, so ungewiss es für einen Halbtoten eben sein konnte. Aber auch das erwies sich schon als recht schwierig, denn das „Heim“ waren drei zusammengefasste Wohnungen mit den üblichen Bemaßungen für Gänge, Fenster und Türen, bei denen logischerweise kein Architekt an die Benutzung mit Fahrtragen gedacht hatte. Das bedeutete, dass wir an ein paar Ecken und Kanten hängen blieben, was natürlich sofort von unserer liebenswerten Begleiterin gutiert wurde:

„Ja passen Sie doch auf! Können Sie denn gar nichts!“

So und eben war's passiert! Jetzt war Schluss, scheißegal, wer noch mithören mochte, mein Limit war erreicht! Ich blieb stehen, fixierte die dämliche Trulla und ließ raus, was mir so gerade in den Kopf kam:

„Was ich kann oder nicht kann, können Sie wohl kaum beurteilen, dazu fehlt Ihnen die Kompetenz. Zum Beispiel...“

„Was erlauben Sie si...“

„SCHNAUZE, jetzt rede ich! Dass dieser arme Tropf überhaupt noch lebt, hat er unter anderem mir zu verdanken, da ich zu dem Team gehörte, das ihn mitten in der Nacht bei Regen aus seinem total zerfetzten Auto gepfriemelt hat. Ich verfüge über eine mehrjährige Ausbildung und Erfahrung in meinem

Job, erledige meine Arbeit mit den Mitteln, welche mein Arbeitgeber mir zur Verfügung stellt, stets so gewissenhaft und gut wie möglich und bin normalerweise nur schwer aus der Ruhe zu bringen. Sie jedoch nölen die ganze Zeit nur rum, haben so gut wie keinen Strich an IHREM Patienten gearbeitet und glauben, andere rumschikanieren zu können. Erlernen Sie erst mal Respekt und Sozialkompetenz, dann dürfen Sie mich wieder ansprechen! Und jetzt will ich verdammt noch mal mit dem Verantwortlichen reden, und zwar sofort!“

Alle Geschäftigkeit ringsum war prompt zum Erliegen gekommen, denn zugegebenermaßen war meine Lautstärke nicht gerade als Flüstern zu bezeichnen gewesen, und so stand ein hagerer Mann, Mitte vierzig, wie aus dem Boden gewachsen neben mir, musterte erst mich, dann seine Schwester, beschied ihr dann zu gehen und hielt mir mit folgenden Worten die Hand hin:

„Bernhard, ich bin der Pflegedienstleiter. Was gibt es denn?“

„Kempf, Rettungsdienst. Nun, ich glaube, Ihre Kollegin und ich sind, gelinde gesagt, einfach nicht gut miteinander klar gekommen...“

„Ich verstehe...nun, was soll's, bringen wir unseren neuen Gast doch in sein Bett, Sie werden entschuldigen, dass es hier bei uns ein wenig eng zugeht.“

„Das wollen wir auch gerne!“

Also taten wir, zusammen mit Pfleger Bernhard, was von Nöten war, um den Patienten umzubetten, packten unseren Kram und schickten uns an, zu gehen. Unter normalen Umständen hätte ich mich vielleicht noch zu einem Schwätzchen von Mensch zu Mensch hinreißen lassen, aber hier wollte ich keine Sekunde länger bleiben als notwendig. Doch der Pflegedienstleiter hielt mich noch kurz im Eingangsbereich auf.

„Ihnen ist doch wohl klar, dass ich derartiges Verhalten kaum dulden kann!“

„Wenn Sie damit darauf ansprechen wollen, dass ich eine unverschämte, unkundige Person mit erhobener Stimme zurecht gewiesen habe, kann ich nur erwidern, dass es so aus dem Wald schallt, wie man hineinruft. Wenn Sie sich über mich beschweren wollen, bitte, ich gebe Ihnen die Nummer meines Vorgesetzten. Allerdings weise ich Sie darauf hin, dass ich dann die Personalien Ihrer Kollegin brauche, weil ich sie wegen übler Nachrede und Beleidigung anzeigen werde!“

Er sah mich mit hochgezogener Augenbraue an.

„Ich bin genau wie Sie Fachpersonal für meinen Bereich und erwarte nicht mehr, als gemäß den üblichen Umgangsformen behandelt zu werden. Ich nehme an, Sie sehen sich selbst so ähnlich? Genau das muss Ihre Kollegin noch lernen! Weil ich „nur“ im Rettungsdienst arbeite, bin ich weder dumm noch unfähig. Also kann ich „derartiges“ Verhalten auch nicht dulden! Soweit klar, oder?“

Er nickte bedächtig, schien einen Moment angestrengt nachzudenken.

„Ich danke Ihnen für ihre Offenheit. Es tut mir leid, wenn Sie sich durch meine Kollegin beleidigt gefühlt haben!“

„Schon verziehen. Ich wünsche Ihnen noch einen schönen Tag!“

„Danke, gleichfalls, auf Wiedersehen...“

Wir packten alles an seinen Platz, machten uns einsatzbereit - und fuhren um die Ecke, um erst mal eine Rauchen zu können. Das würde meinen Blutdruck hoffentlich etwas senken. Mein Zivi schaute nur zu mir rüber, schüttelte nur grinsend den Kopf.

„Also ich hätte mich so’ ne Ansage nicht getraut!“

„Das musste einfach raus. Der letzte dämliche Spruch war wie der Tropfen, der das Fass zum Überlaufen bringt.“

*

Wir rauchten eine von so vielen beruhigenden Zigaretten. Dass Ärzte und Angehörige einen gelegentlich wie ein Stück Scheiße behandelten, gehörte zur Normalität, man war daran sozusagen gewöhnt. Aber jene tollen Mitglieder des Pflegepersonals, die auf uns „Krankenträger“ hinab sahen, als wären wir die stinkenden Müllmänner des Gesundheitssystems – ein Job, den wir allerdings in der Tat viel zu oft genug erledigen müssen – waren mir zuwider wie ein Abszess am Sack, gepaart mit Fimose! Wenn ich jemanden höflich behandle, erwarte ich von meinem Gegenüber nicht mehr, aber auch nicht weniger als dasselbe. Grundregeln des sozialen Zusammenlebens, die Kinderstube und die üblichen Werte und Normen werden allerdings offenbar von manchen Kontemporariern unserer Gattung spontan beim Eintritt in den Sozialberuf verlernt. Und das gilt VOR ALLEM für Sozialberufe. Schon seltsam, dass so viele der fleißigen Helferlein in weiß unter der Haube aus aufgesetztem Lächeln und Gutmenschetue für die Kunden rabenschwarz sind... Ich habe es wohl schon einmal erwähnt, dass Menschen in Sozialberufen eine seltsam starke Tendenz haben, selbst asozial zu werden. Das liegt meiner Erfahrung nach allerdings nicht unbedingt daran, dass es ihnen Spaß macht, andere wie ein Arschloch zu behandeln, sondern dass sie, aus einem Reflex heraus, einen Schutzwall dagegen errichten, selbst dauernd angepampft zu werden, was in allen Pflegeberufen und artverwandten Tätigkeiten quasi zwangsläufig der Fall ist. Sozusagen eine Art fest eingebauter Präventiv-Gegenbeleidigungs-Mechanismus. Was da gesprochen wurde, war oft nicht böse gemeint, aber manche schossen dabei einfach übers Ziel hinaus. Ein bisschen gesunder Zynismus beim Umgang mit der eigenen Spezies war sowieso stets angebracht, aber wie Paracelsus sagt: „Die Dosis macht, dass ein Ding ein Gift ist!“. Das gilt auch für zwischenmenschliche Fragen